

Ercheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Abonnementpreis monatlich 50 s., 1/2 jährl. 1.50 s. pränum. frei ins Haus. Durch die Post bezogen 1.65 s.

„Die Neue Welt“ (Unterhaltungsbeilage), durch die Post nicht bezahbar, kostet monatlich 10 s., 1/2 jährlich 50 s.



Infectionsgebühren beträgt für die 50 getragenen Beiträge oder deren Raum 15 s. für Wohnungs-, Vereins- und Veranlagungsanzeigen 10 s. Im redaktionellen Teile kostet die Zeile 50 s. Inserate für die fällige Nummer müssen spätestens bis vormittags 1/2 Uhr in der Expedition aufgegeben sein. Eingetragen in die Postzeitungsliste unter Nr. 7789

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Naumburg-Weißenfels-Zeitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Telephon-Nr. 1047.

Redaktion und Expedition: Geiſtſtraße 21, erster Hof parterre rechts.

Telegraphen-Adresse: Volkshaus Halle.

Telephon-Nr. 1047.

Nr. 269

Halle a. S., Donnerstag den 16 November 1899.

10. Jahrg.

Der Reichstag

hat gestern wieder zu tagen begonnen. Da es sich traf, daß die erste Sitzung nach der Vertagung zugleich die 100. dieser Session war, so war der Sitz des Präsidenten mit einem gewaltigen Blumenstrauß geziert. Das Haus war reichlich besetzt; die meisten Verehrer waren zur Stelle; auch Herr v. Szu m ist von seiner Krankheit genesen und kam mit seinen Brüdern der Berichterstattung der Sozialdemokratie sich widmen. Zunächst handelte es sich um die Tagesordnung Petitionen verschiedener Art, meist herzlich unterzeichnete, die durch die Berichterstatter — unter denen das geistliche Element beider Konfessionen stark vertreten war — nicht eben anregender wurden. — Eine längere Debatte entzündete die Petition des Pastors von Döbelitz (Wolgast) und der bekannten christlich-sozialen Vicentianer Weber-Münden (Glabach), der in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Heimatverbandes der evangelischen Arbeitervereine um Erlaß eines Reichswohnungsgesetzes erwidert.

Während die Petitionskommission über den Tagesordnungsvorschlag, beantragte der nationalliberale Professor Daffé die Überweisung der Petition als Material an die Reichsregierung, der Abgeordnete Schrader (Frei. Verein.) dagegen die Einsetzung einer besonderen Enquete-Kommission, in der auch Mitglieder des Reichstags Sitz und Stimme haben sollen.

Die Mehrzahl der Redner aus dem Hause sprach sich im Sinne des Schrader'schen Antrages aus, der dann auch zur Annahme gelangte. Der Abg. Fischel (Frei. Volksp.) sprach eigentlich etwas sozialpolitischer, als einem Knappen Eugen Wieders ziemt. Hofprediger A. D. Stöcker benutzte die Gelegenheit, das beliebte konservativ-sentimental-pöbelbürgerliche Loblied auf das „deutsche Heim“ und das „deutsche Familienleben“ zu singen. Dagegen verkehrten die sozialdemokratischen Redner Schmidt-Frankfurt und Wurm, ob sie sich gleich im Sinne des Schrader'schen Antrages ausdrückten, nicht auf den reaktionären Verweis hinweisen, der aus allen den „geistlich-konservativen“ Arbeiterwohnungs-Vorstellungen hervorging. Ähnlich war es, wie Schmidt verstand, Herrn v. Miquel als Schwauzgen für seine Ausführungen zu zitieren — und zwar nicht etwa den Miquel der marxistischen Jugendjahre, sondern den von 1888, der doch schon ein recht respectable Herr geworden war. — Für das sozialpolitische Tempo, das unsere Regierung beliebt, ist es bezeichnend, daß der Geh. Oberregierungsrat Bruner, so weit seine Ausführungen auf der Tribüne verständlich waren, gegen den Schrader'schen Antrag sich aussprach.

Darauf wandte sich die Debatte jenen Petitionen zu, welche ein Gesetz zur Verhütung der Trunksucht verlangen. Die Kommission beantragte Überweisung der Petitionen als Material an die Reichsregierung. Dagegen beantragte der freimütige Volksrechtler Beck-Roburg Überweisung zur Tagesordnung. Er wies mit Recht darauf hin, daß ein Anti-Trunksuchts-Gesetz von vornherein ein Klaffendes gegen die unteren Schichten des Volkes sein werde. Genosse Wurm wies in überzeugender Weise nach, daß alle Trunksuchtsbekämpfer nichts ist denn ein Herumpflügen an Symptomen, so lange man den wirklichen Nährboden des übermächtigen Alkoholgeistes, das Wasserelement, nicht aus der Welt schafft. Daffé alles nicht; die Konfessionen und das Zentrum, als dessen Wortführer Stephan-Beuthen auftrat, ließen sich die Gelegenheit nicht nehmen, als Hüter der Moral — anderer Leute aufzutreten; die Nationalliberalen, für die ihr Hopsittan Duxentia eine schwache Erklärung abgab, machten mit; gegen eine aus Sozialdemokraten und Freimütigen bestehende Widerfront ward der Antrag Beck auf Überweisung zur Tagesordnung abgelehnt.

Unter den weiteren Petitionen befand sich nur noch eine einzige von allgemeinem Interesse. Es handelt sich um einen Vertrag, den die Intendantur eines Armeekorps abgeschlossen hat; ob dieselbe zu dem Abschlusse eines solchen ohne Vorwissen des Kriegsministeriums berechtigt war, erscheint sehr fraglich. Daher denn auch Bebel's Widerspruch, und zwar nicht in die Petitions-, sondern in die Budgetkommission, beantragte. Der Antrag Bebel ward sogar von dem nationalliberalen Abg. Sattler unterstützt und mit sehr großer Mehrheit vom Hause angenommen, indem nur die Konfessionen dagegen stimmten.

Darauf folgten Wahlprüfungen. Die Wahl des Abg. Malatys-Remel (Kauver) wurde für gültig erklärt, dagegen die des Abg. v. Kardorff (Wpt.) beanstandet. In der heutigen Beratung soll mit der zweiten Beratung der Hofnovelle sowie der Fernsprechtsgebührenordnung begonnen werden.

100. Sitzung.

Dienstag, den 14. November 1899, 2 Uhr nachmittags. Am Bundesratsitz: Graf Bismarck. Der Sitz des Präsidiums ist mit Blumen geschmückt. Der Reichskanzler hat die zweite Beratung des Reichstags für den nächsten Blumendruck bestimmt, daß heute eine bedeutungsvolle, die 100. Sitzung ist. Das Andenken des verstorbenen Abg. Gander (natl.) wird in der üblichen Weise geehrt. Auf der Tagesordnung stehen zunächst Berichte der Petitionskommission. Dem Reichskanzler als Material überwiepen werden die Petitionen betr. Veränderung der Gewerbeordnung und des Frankfurter-Verordnungs-Gesetzes, durch Überweisung zur Tagesordnung wird eine Petition betr. Reform des Trennens und des Entmündigungsverfahrens erledigt.

Bei der Petition betr.

Erlaß eines Reichs-Wohnungs-Gesetzes

verlangt die Kommission Überweisung zur Tagesordnung, weil die Regelung dieser Angelegenheit Sache der einzelnen Bundesstaaten ist.

Abg. Dr. Gasse (natl.) kritisiert das Bedauern seiner politischen Freunde über den Kommissionsbeschluss aus und beantragt Aussetzung des Beschlusses, um Zeit zu gewinnen, der Regierung besser vorbereitete Material vorzulegen. Ein Reichsgesetz ist hier jedenfalls notwendig, da die landesgesetzliche Regelung zu lange auf sich warten lassen würde.

Abg. Schrader (Frei. Vereinigung): Die Regelung der Wohnungsfrage muß Sache der Einzelstaaten bleiben, das Reich kann nur gewisse allgemeine Grundzüge festlegen. Vor allem fehlt es am Interesse der Arbeitgeber. Nur einige Organisationsfragen für Arbeiterwohnungen, wozu sie sich nur zu einem Stamm von Arbeitern erhalten können. Redner beantragt, selbständig vorzugehen und eine aus Reichstags- und Bundesratsmitgliedern bestehende Kommission zum Zwecke von Erhebungen einzusetzen.

Abg. Dr. Gise (Ztr.) schließt sich den Kommissionsanträgen an. Er hält es für unmöglich, daß von Reich wegen große Kapitalien zur Beilegung der Wohnungsnot flüssig gemacht werden. Das ist Sache der Einzelstaaten. Dem Abg. Gasse gebe er darin recht, daß es nicht den Anschein haben darf, als behandle der Reichstag diese Frage oberflächlich.

Abg. Schmidt-Frankfurt (Soz.): So gut wie wir ein Reichswohnungs-Gesetz haben, können wir auch ein Reichswohnungs-Gesetz machen. Nicht nur in den großen Städten, sondern namentlich auch in den Industriestädten ist es arg mit den Wohnungsverhältnissen bestellt. Durch das Zusammenwachsen der Leute in die engen Wohnungen ergeben sich auch die größten Nachteile in Bezug auf die Hygiene. Sogar Dr. Miquel hat darauf hingewiesen, daß er das Baugesetz von Reich wegen Normativbestimmungen getroffen werden müssen, da in dem Kommen nicht alle Klassen vertreten sind. Namentlich ist es mit der Vertretung in den Einzelstaaten, namentlich in Preußen.

Einer der größten Krebsknoten ist, daß die Arbeiter durch die von Unternehmern gebauten Arbeiterwohnungen direkt zu Sklaven der Unternehmer werden. Sie müssen die Wohnungen verlassen, sobald sie aus der Arbeit entlassen sind. Der Arbeiter ist vollkommen an die Skolle gebunden und muß alles thun, was ihm der Unternehmer vorschreibt, um noch Jahren in der Hoffung eines Fußens zu gelangen. Redner befragt den Antrag Schrader, ob die Arbeiter aus dem Gebiete der Wohnungsfrage ist Dr. Miquel gewesen. Heute wird er wohl als Freund der Dausgarrier anderer Meinung sein. Früher wollte er die Bauern organisieren, damit sie sich bessere Ertragsbedingungen schaffen. Das ist in der That das einzige Mittel zur Beilegung der Wohnungsfrage, die Lösung der unzureichenden Stellen, was wohl bei den Soz.

Abg. Franke (natl.) ist mit dem Antrag Schrader einverstanden, will aber, da er die Ablehnung desselben befürchtet, für den Antrag Gasse stimmen.

Abg. Götter (Christl. Soz.): Der Notstand besteht darin, daß der Arbeiter den harten, ja den harten Teil zu leisten hat, die Wohnung zu zahlen. Dabei muß der Arbeiter Altersmühsal aufnehmen, wodurch die Wohnung moralisch, auch hygienisch verunstaltet wird. In den Arbeiterwohnungen entstehen die verheerenden Seuchen. Redner ist bereit, sowohl für den Antrag Gasse wie für den Antrag Schrader zu stimmen. Die Arbeiter verlangen vom Staat, so wie Gasse.

Abg. Wurm (Soz.) kritisiert den Antrag Schrader, da in dieser Session geistesberühmte Vorschläge auf Einführung der Beilegung der Hausindustrie zur Verhandlung gelangen und die Hausindustrie nicht ohne gleichzeitige Regelung der Wohnungsfrage beilegt werden kann. Auch für die Herren rechts geht es ein wenig schlecht, wenn die Arbeiterwohnungen auf dem Lande. Die Arbeiter werden den Wünschen der Unternehmer entgegen gemacht, auch wenn sie die Wohnungen nicht sofort räumen müssen. Aber es gibt Kontrakte, die sofortige Kündigung der Wohnung vorbereiten. Und ein Unternehmer, von dem man es eigentlich nicht erwarten sollte, hat solche Kontrakte gelehrt. Der preussische Staat. Beim letzten Streit im Saargebiet hat die preussische Regierung die Arbeiter glatt auf die Straße gesetzt. Das ist inhuman und ist grausam. (Sehr richtig) bei den Sozialdemokraten. Es muß auch darauf Bedacht genommen werden, daß der Arbeiter nicht ausnahmsweise Keiler eines eigenen Hauses wird. Der Arbeiter muß freier sein, um seine Arbeitskraft so gut wie möglich zu verkaufen. Wir haben das größte Interesse an gefunden Wohnungen, da nur ein körperlich und geistig geübter Arbeiter sich bessere Lebensbedingungen erringen kann. Beifall bei den Sozialdemokraten.

Geh. Oberregierungsrat Bruner (auf der Tribüne sehr schwer verständlich) spricht sich gegen eine reichs-gesetzliche Regelung der Materie aus, zumal Wohnungs- und Baupolizei der landesgesetzlichen Regelung unterliegen. Ohne Anwendung vieler Millionen sei auf diesem Gebiete nichts zu wollen. Der Antrag Schrader ist als verfrüht zu bezeichnen. Abg. Fischel (Frei. Volksp.) befragt über den Antrag Schrader. Der Professor von Vitz hat mit Recht hervorgerufen, daß eine verhängende Wohnungsreform mehr wert ist denn ein Dutzend neuer Straßenbahnen.

Die Diskussion wird geschlossen und unter Ablehnung des Antrages Gasse der Antrag Schrader auf Einsetzung einer besonderen Enquete-Kommission mit großer Mehrheit angenommen.

Die Kommission beantragt, eine Anzahl Petitionen, die eine Befähigung der Trunksucht

fordern, dem Reichskanzler als Material oder zur Berücksichtigung zu überweisen. Abg. Beck-Roburg (Frei. Volksp.) hält es für ein Unglück, Polizei- und Strafgesetzgebung gegen die Trunksucht mobil zu machen. Er beantragt, die Sache an die Kommission zu schlichten. Er erwägt, ob es vorzuziehen ist, nur nach unten, nicht aber nach oben angewandt werden würde.

Schönwägen habe Herrn Wurm als künftigen von den Schultern sojagum zum Wagen geleitet werden. (Geister!) Redner ist deshalb für Ablehnung des Kommissionsantrages und für Überweisung zur Tagesordnung. (Bravo! links.)

Abg. Dr. Stephan-Beuthen (Zent.) zieht auf einem ganz anderen Standpunkte als der Vordere und bittet um Annahme des Petitionsantrages.

Der Kampf gegen den Alkohol ist dringender, meiner Meinung nach, als eine neue Flotten- oder Militär-Vorlage. Der Reichstag der Petitions-Kommission drückt die Zustimmung darüber aus, daß die Regierung nichts zur Bekämpfung der Trunksucht thun, wie es zumal im Interesse unserer Arbeiter-Befreiung gelegen wäre.

Abg. Wurm (Soz.): Ein Gesetz gegen die Trunksucht, wie es in den Petitionen verlangt wird, würde nicht den geringsten sozialen Nutzen stiften. Die Trunksucht tritt überall am stärksten auf, wo die sozialen Verhältnisse die Bevölkerung veranlassen, sich durch betäubende Mittel über ihr Elend hinwegzuhelfen. (Beifall im Zentrum.) Denken Sie nur an die traurige Lage der armen Bergarbeiter in Oberschlesien, wenn Sie wissen wollen, was die Leute dazu treibt, um Schnaps zu trinken. (Sehr richtig! links.) Bessern Sie die soziale Lage des Arbeiters, dann schwindet die Trunksucht von selbst. Vor 30-40 Jahren war die Zahl der Schnapsdelikten in Berlin noch größer als heute im Verhältnis zur Bevölkerung. Ihre Verminderung ist nur durch die Bekämpfung der sozialen Lage der Arbeiter zu erklären. Wenn der industrielle Arbeiter gegen Ausbeutung gekämpft wird, so hilft das mehr als alle Strafgesetze gegen die Trunksucht. Genoss wird die Trunksucht auch durch den Mangel an Selbstziehung mit verdrängt, wer aber ist fähig daran, wenn der junge Arbeiter sich gegig nicht ausbilden kann, wer schafft denn die schicklichen? Wenn würde, daß die Herren Agrarier sich als solche Gegner des Alkohols aufwießen. Schnapsstrafen ist ein Verbrechen, wer aber Schnaps brennt, bekommt Staatsstrafen. (Große Geister!) Viel wäre schon gewonnen, wenn an Stelle des absolut schädlichen Schnaps das harmlose Bier tritt. Das ist aber nur bei sozialer Befreiung des arbeitenden Volkes möglich. Ein Volksgesetz würde der Polizei nur größere Möglichkeiten geben, die Arbeiterklasse noch unangenehmer als bisher zu behandeln. Schon jetzt sind die Arbeiterklasse auf Polizeistunde gesetzt, die s. B. für die Spinnmaschinen nicht existiert. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Abg. Duxentia (natl.) ist vollkommen der Ansicht des Vordere, daß die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiter wesentlich geeignet ist, die Trunksucht zu beilegen. Man muß aber auch auf anderen Wegen dem Ziele der Bekämpfung der Trunksucht aufstreben. Vor allem ist einseitiger Ausbau der Strafgesetze zu vermeiden.

Abg. Dr. Stephan (Ztr.): Es ist fällig, von vornherein jedes Gesetz abzulehnen, das den Polizeibehörden die Entscheidung in die Hand gibt. Nach einer Enquete von 1876 waren von 348 wegen Trunksucht Verurteilten 63 Prozent Zinker, von 773 wegen Körperverletzung Verurteilten 74 Prozent, von 954 wegen Raub- und Unraub Verurteilten 60 Prozent Zinker.

Abg. Beck-Roburg (Frei. Volksp.): Gegen die Trunksucht können Sie gar nichts mit Strafen machen. Die Trunksucht ist eine Eigenschaft, die der Mensch an sich hat. (Große Geister!) Auch wird das Gesetz je nach der Klaffenangabe des Trunksünder zur Anwendung kommen, und gegen eine solche Klaffenangabe vermag ich mich auch nicht zu entscheiden. Der Antrag Beck ist gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und Freimütigen abgelehnt und der Kommissionsantrag angenommen.

Ein Petition, betreffend die Abänderung eines Vertrages über die Ausführung eines militärärztlichen Gebäudes, beantragt die Petitionskommission der Regierung zur Berücksichtigung zu überweisen.

Abg. Bebel (Soz.) beantragt, daß der Berichterstatter Jacobs Fötter (kon.) aus Wort berichtet. Beut hat mit der Intendantur des 15. Korps einen Vertrag abgeschlossen, dahin, daß er auf militärisch-fälligen Boden ein Offizierskino errichten soll gegen Mietschuldabgung und Überlassung des Bauplatzes nach Billiger Dite.

Der Petent ist bei dem Bau in finanzielle Schwierigkeiten geraten, und vom Kriegsministerium ist kein Geld, ihm den Bauplatz zu verkaufen oder das Gebäude abzutreten, abgelehnt worden. Es liegen hier starke einseitige Bedenken vor. War die Intendantur überhaupt berechtigt, einen solchen Vertrag zu schließen? So beantragt Juridbewehrung der Petition an die Kommission.

Abg. Jacob-Fötter (kon.): In der Kommission war die Notlage des Petenten erklärt worden, und man war einstimmig der Meinung, daß hier ein Fehler begangen ist, der in irgend einer Weise wieder gut zu machen ist. Daher hat die Kommissionsbeschlus auf Überweisung zur Berücksichtigung.

Abg. Dr. Sattler (nat-lib.) Am besten wäre es gewesen, wenn sich die Petitionskommission an die Budgetkommission gewandt hätte. Ich schließe mich dem Antrage Bebel an. Nichts Geringeres als Kriegsrecht darf gegen diesen Antrag nicht angewandt werden.

Abg. Bebel (Soz.): Für den in Rede stehenden Fall liegt die Vermutung nahe, daß noch mehr solcher Verträge geschlossen sind, ohne daß wir gefragt worden sind. Ich befreite der Intendantur eines Armeekorps das Recht, solche Verträge ohne Einwilligung des Kriegsministeriums einzugehen. Dies ist aber hier der Fall gewesen zu sein. Ich beantrage jetzt ausdrücklich, die Sache der Budgetkommission zu überweisen.

Abg. Dr. Sattler (nat-lib.) erklärt sich mit diesem Antrag einverstanden.

Der Antrag Bebel-Sattler wird gegen die Stimmen der Konfessionen angenommen.

Es folgen Wahlprüfungen. Die Wahl des Abg. v. Kardorff (Reichspartei) wird nach dem Antrage der Kommission beanstandet und Beilegung-erhebung über einige Punkte beschlossen. Die Wahl des Abg. Malatys (l. Königsberg, Kamen) wird für gültig erklärt. Hierauf verlegt sich das Haus.

Für die Krankenkassen-Vorstände und Gewerkschaften.

Der Oberpräsident der Provinz Sachsen verleiht im Auftrage des Ministers für Handel und Gewerbe an die Krankenkassen, die für die Versicherungsanstalt Sachsen-Anhalt als Beirat kommen, die Wahlordnung für die Vertreter der Arbeitgeber und Versicherten bei den unteren Verwaltungsbehörden, der Beiräte der Rententellen und der Mitglieder des Ausschusses zur Kenntnisnahme und weiteren Veranlassung für den Beirat der unteren Verwaltungsbehörde Halle kommen als Wahlkörper in Betracht: die Vorstände der Orts-, Betriebs-, Bau- und Zünfte-Krankenkassen, Gewerkschaften, sowie die Vorstände derjenigen eingetragenen Hilfskassen, welche die in § 75 a des Krankenversicherungsgesetzes vorgeschriebene Besetzung besitzen, sofern sich ihr Beirat über Halle hinaus nicht erstreckt — und der Magistrat.

Wähler zu Vertretern sind nur deutsche männliche volljährige im Bezirke der Stadt Halle wohnende Personen, die zum Achte des Schloßes fähig sind, die dürfen weder der Mitglieder des Ausschusses der Versicherungsanstalt noch der Beiräte vertreten, haben eine Stimme. Bei mehr als 50 oder nicht mehr als 100 Versicherten beträgt die Stimmenzahl 2, bei mehr als 100 aber nicht mehr als 200 Versicherten 3. Für je weitere 100 Versicherte kommt je eine Stimme hinzu. Das zu ermittelte Stimmrecht bleibt auch für Nachwahlen maßgebend.

Die Wahlen sind bis zum 30. November 1899

zu vollziehen. Die Leitung der Wahl unterliegt je nach dem Bürgermeisterei. Die Leitung der Wahl hat die Wahlkörper (Krankenkassen u. d. Vorstände). Die auf die einzelnen Wählerkreise entfallenden Stimmen werden von der unteren Verwaltungsbehörde festgesetzt. Die Stimmzettel müssen genau Namen, Stand und Wohnung (Wohnort) des zu Wählenden enthalten, unvollständig ausgefertigte oder zu spät eingehende Stimmzettel sind unzulässig. Wird die festgesetzte Zahl der zu wählenden Vertreter nicht erreicht, dann haben Nachwahlen stattzufinden. Gehört ein Versichelter die Wahl an oder scheidet aus anderen Gründen aus, so ist derjenige, der ausgewählt, der die nächst mehr Stimmenzahl hat, bei Stimmengleichheit entscheidet das Los. Die Annahme der Wahl kann nur aus den Gründen abgelehnt werden, aus denen jemand eine Vormundschaft ablehnen kann. — Die Wahlen der Vertreter der Arbeitgeber und der Versicherten bei den unteren Verwaltungsbehörden, sowie die Wahl der Mitglieder des Ausschusses der Versicherungsanstalt für eine Einrichtung, die schon nach dem alten Anwalts- u. Versicherungsgezet vorgenommen wurden. Derselben Bestimmungen, die für die Beiräte gültig sind, treffen auch für die Wahlen zu den örtlichen Rententellen zu. Diese örtlichen Rententellen sind eine Einrichtung, die nach dem am 1. Januar 1900 in Kraft tretenden Bestimmungen des neuen Anwalts- u. Versicherungsgezetes von der Versicherungsanstalt errichtet werden können. Unter gewissen Voraussetzungen (im Falle geschätzten Bedürfnisses, insbesondere in Gegenden mit dichter Bevölkerung) kann nach Anhörung von Vorstand und Ausschuss der Versicherungsanstalt die Landesregierung das Recht der Errichtung von Rententellen anordnen, das dieselbe die Errichtung von Rententellen kann auch für einzelne Gemeinden anordnet werden, falls den Gemeindebehörden nicht die Befugnisse, die den Rententellen zukommen würden, übertragen sind. Die Rententellen haben sich voranzusetzen, daß sie errichtet werden sollen, auf gefällige Weise, das Mittel zu äußern. Nach unserem Dafürhalten wäre die Errichtung von Rententellen nur zu begründen, hauptsächlich für Industriebezirke, weil dann die von den Rententellen als Beiräte Gewählten als Vertrauensleute der Versicherten, aus deren Mitte sie zu wählen sind, zu gelten hätten. Auch wären die Rententellen-Beiräte am besten in der Lage, nachdrückliche Auskünfte zu geben, weil sie mitten in den Verhältnissen der Versicherten leben.

Tagesgeschichte.

Halle a. S., 15. November.

Gegen die Justizhausvorlage. In sich am Sonntag der Bahnbauer der Liberalen, die Organisation der freien Vereinigung, in Berlin ausgeprochen. Als entscheidende Gegner des Monstrums haben sich in den letzten Tagen auch noch bekannt: der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Duentin und der liberale Vertreter von Straßburg, Justizrat Dr. Niff. Der letztere betonte in einer Veranlassung, daß die Justizhausvorlage dem Rechtsbewußtsein des Volkes direkt zuwiderlaufe. Jeder Mann, der wünsche, daß die Bestrebungen der Arbeiterwelt nach wirtschaftlicher und moralischer Besserung sich in gesetzlichen Bahnen bewegen, müsse verlangen, daß dieser unglückselige Gesetzentwurf baldigt, womöglich ohne Zang und Klug von der Tagesordnung verschwinde. Der Erfolg der Vorlage würde die Unterdrückung des bishigen Koalitionsrechts der Arbeiter sein. Das Gehaltliche der Vorlage seien die äußerst bedauerlichen freisprechenden Begriffe. Es würde überdies nicht einen Arbeiterausstand mehr bringen, bei dem nicht Gelegenheit vorhanden wäre, diese Strafbestimmungen zur Anwendung zu bringen. Zu etwas werde hauptsächlich die Justizhausvorlage nützlich sein, wenn auch nur durch ihre Ablehnung: sie werde hauptsächlich zur Erhebung des gesunkenen Ansehens des deutschen Reichstages beitragen. Dem Reichstage werde zuweilen seitens der Regierung eine Behandlung zu teil, die kein anderes Parlament sich gefallen lassen würde. Das müsse anders werden. Hoffentlich bläht es nicht, wie schon so oft, bei bloßen Worten; wir wollen Thaten sehen.

Von den Blattdiebstählen. Wie die Stiefelherren denken, veranschaulicht eine Tischkarte, die gegenwärtig in einem Schaufenster unter den Linden zu Berlin die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich lenkt. Diese Tischkarte ist gefertigt von dem Bildnis des Herrn Konrad von Wangenheim, des Vorsitzenden des „Bundes der Landwirte“; der Text lautet: „Bund der Landwirte. Provinz Hannover. Berlin, den 13. Februar 1899. Ochsenzangsuppe. Straußbrühe mit Rindermark. — Feinere Nummer mit Remoulade. — Kanarienvogel, garniert auf königl. Art. — Rindfleisch mit Meerrettich. — Roulade auf Tolouiser Art. — Prinz-Biskuit-Wende. — Käse. — Feinere. — Ein so trübe Gedel. Was an Cherry und Madera, Rhein- und Moselwein, Bordeaux und Gelt aufgeföhren wurde, ist zwar nicht zu erkennen, aber doch zu

erkennen aus der Speisefolge. Das opulente Diner hat am 13. Februar 1899 in Berlin stattgefunden. An demselben Tage hat der Bund der Landwirte seine große Karnde im Birt u. S. u. S. abgehalten. In diesen Jahresversammlungen bildet den Kernpunkt aller Reden die Frage, wie künftighin die Agrarier ihr Dasein fristen müssen. Die Tischkarte bildet die Illustration dazu.

Eine weitere Illustration für die „Not“ in den höheren Beamten- und Offizierskreisen giebt ein Artikel des Militärwundenblattes, in dem es von dem gefelligen Verleß dieser Kreise heißt:

„Die Tafel, feinsend unter Silber und kostbarem Porzellan, ist mit einer frischen fetter Blumen geschmückt, womöglich auch das Speisegerät entsprechend dekoriert. Eine Schüssel von Goldblech serviert und schenkt die Weine ein, zu jedem Gericht eine besondere Sorte. Die Gerichte nicht der Saison entsprechend, sondern Frühjahrsdelikatessen im Winter und von meiter verdrückende Vegetation zu allen Jahreszeiten. Der Wirt muß ein großes Fortemomente und der Gast einen sehr widerstandsfähigen Magen besitzen, um solchen Anforderungen zu entsprechen.“

Auch die heutigen Wälle im Offizierskorps, so heißt es, erfinden unter der Pracht der Ausstattung und Bewirtung. Der Artikel mahnt das Offizierskorps bringend zur Einsicht mit Rücksicht auf die Ausdehnung der Sozialdemokratie. „Der biedere Offiziersverleß, der ehedem zu seinem Leutnant wie zu einem höheren Weien aufschau, er wird jetzt sehr bedenkliche Betrachtungen anstellen, wenn er Zeuge des im gefelligen Verleß getriebenen Luxus wird. Wir selbst sammeln Vorkenntnisse auf, die die Offiziersverleß, wenn wir uns vom Publikum imponieren lassen und es den Reichtümern gleichgültig sind.“

Wir begreifen, daß die Herren schuldhaftig nach den Zeiten zurückzusehen, wo der „biedere Offiziersverleß“ seinen Leutnant wie einen Gott anstaunte. Glücklicherweise sind diese Zeiten vorbei und nimmer kehren sie wieder! Die Auslassungen des Militärwundenblattes zeigen, daß es diesen Herren selbst unheimlich zu werden beginnt; sie fühlen die Platte unter den Füßen hinwegwinken.

Die heutige Weltordnung am Branger. In der Hilfe herab zu Berliner Lehrer: Wieder einmal waren mir von einer fremden Schule „wegen Ueberlösung“ einige Schüler überliefert worden. Nachdem die Knaben ihre Plätze angenommen und meine Fragen nach Lebens- und Klassenalter beantwortet hatten, nahm ich die unterrothene Lehrstunde wieder auf. Nicht lange dauerte es, so sah ich die Augenlider des einen Neulings zufallen. Ich wachte ihn — da ich in dieser Sache Erfahrung habe — ohne ihm ein böses Wort zu sagen. Trotzdem traten ihm Tränen in die Augen, als er sich beschämt vom Platze erhob. Es entpauk sich folgendes Zwiegespräch: „Wann bist Du heute früh aufgestanden?“ — Um 1/4 Uhr. „Was hast Du heute morgens zu thun?“ — Ich muß Frühstudium austragen. „Wie lange dauert das Austragen?“ — 2-2 1/2 Stunden. „Kannst Du nachmittags ausfallen?“ — Nein. „Warum nicht?“ — Ich muß denn für ein (kleines) Kohlengeschäft auf ein Samtgewand Kohlen vom Vorhof holen. „Was ist das?“ — Ja. „Wie lange dauert das?“ — Von 2-7 Uhr. „Was thust Du nach 7 Uhr?“ — Dann esse ich Abendbrot und mache Schularbeiten. — Den jugendlichen Industriearbeiter von 14-16 Jahren schickt das Gesetz, indem es verbietet, ihn länger als 6 Stunden täglich zu beschäftigen. Unser Knabe ist kaum 12 Jahre alt. Was hat er am Tage zu thun? 2 Stunden Frühstudium austragen, 5 Stunden Schulunterricht, 5 Stunden Kohlenschleppen, 1 Stunde Schularbeiten = 13 Stunden. Seine Wadtrübe dauert wohl selten 7 Stunden. — Armer Junge! Wenn die meisten Kinder und Erwachsenen noch schlafen, mußst Du schon treppauf, treppab, von Haus zu Haus laufen, oft in Sturm und Regen! Wenn andere Kinder in der Schule frisch ihre Kräfte für die Aufgaben des Lebens üben, finkst Du müde in dich zusammen und suchst empor, sobald der Tag an dem Dir fällt. Die Freuden der Kindheit kennst Du nicht. Du bist im Jodge geboren und wirst krank bleiben, denn dein Körper wie dein Geist verkrümmen. Nur ohnmächtiger Woll kannst Du im Herzen fassen gegen eine Gesellschaftsordnung, in der dein Geschick — nicht nur bei dir, sondern bei Tausenden — möglich ist.“

Wohin käme es mit der menschlichen Kultur, wenn eine Weltordnung, die derartige Verbrechen zu ihrer Erhaltung bedarf, nicht zugleich in der Sozialdemokratie eine Macht erzeugt hätte, die solcher Ordnung den Todesstoß zu verlehen den historischen Beruf hat.

Soziales.

— Ein Museum für Arbeiterwohlfahrt wird nach dem Etat des Reichsministeriums für das Rechnungsjahr 1900 geplant. Das Institut ist zunächst und hauptsächlich zur Förderung der Unfallversicherung bestimmt, soll aber daneben auch der Wohnungs- und der Nahrungsmittelhygiene dienen. Da eine allmähliche Entwicklung der Einrichtung beabsichtigt wird, so werden für das Jahr 1900 zunächst nur die Kosten für den Erwerb eines unweit der technischen Hochschule in Charlottenburg gelegenen Grundstücks und für die Errichtung eines kleinen Verwaltungsgebäudes beantragt. Später sollen an dieses ein Hofraum für populäre Vorträge und Demonstrationen sowie ein Kaffeehaus für eine zur Vertretung der Interessenten bestimmte Sachverständigen angebaue werden. Man will zunächst einzelnen Arbeitgebern, Erfindern oder Fabrikanten neuer Einrichtungen zur Unfallverhütung unentgeltlich Räume zur Verfügung stellen, in denen sie die von ihnen eingeführten oder hergestellten Wohlfahrts-Einrichtungen zur öffentlichen Kenntnis bringen können. Die Einrichtung einer Kraststelle wird es ermöglichen, Modelle und Maschinen in gebrauchsfähigem Umfange auch im Betrieb vorzuführen. Nach ähnlichen Gesichtspunkten sollen auch die Ausstellungen für Wohnungs- und Nahrungsmittelhygiene angelegt und fortlaufend nach dem neuesten Stande der Praxis und der Wissenschaft entwickelt werden. Einen besonderen Nutzen verbringt man sich hauptsächlich von dem Museum für die mit der Konstruktoren der Maschinen betrauten Ingenieure, sowie für die auf der Hochschule studierenden Zöglinge.

Sozialpolitische Rechtspflege.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für Arbeiter und Alters- Anwaltsvereine ist die Beitragsersatzungen ist die bis jetzt ziemlich unbekannt gebliebene Bestimmungen des § 193 des Anwaltsvereinsgesetzes vom 13. Juli 1899.

Danach finden auf Ansprüche dieser Art, die am 1. Januar 1900 in irgend einem Anwaltsverbande, d. h. nach nicht rechtskräftig entschieden, die etwa günstigeren Bedingungen des neuen Anwaltsvereinsgesetzes Anwendung. Solche Bestimmungen sind in diesem Gesetze viele vorhanden. So brauchen z. B. Altersrenten-Anwärter regelmäßig statt der bis jetzt geltenden 44 Wochen der geltenden Versicherungszeit im Jahre 1888-1889, 1890 nur noch 26, berufsmaßige, wenn auch ununterbrochene Lohnarbeit, und zwar ohne Angabe einer bestimmten Wochenzahl in den drei Jahren nachzuweisen. Ebenso verfährt sich für Altersrenten-Anwärter die seit dem 1. Januar 1891 zurückgehende Bezugszeit um jährlich sieben Wochen gegen früher. Anwaltsrenten-Anwärter und Bewerber um Beitragsersatzungen brauchen im allgemeinen vom 1. Januar 1900 ab statt einer Bezugszeit von 235 Wochen nur noch eine solche von 200 Wochen nachzuweisen. Dazu kommt, daß die von 1900 ab bewilligten Renten meist höher sein werden, als die bisher bewilligten. Hieran haben vor allem diejenigen Arbeiter und Arbeiterinnen Anteil, die bereits in einer oder in zwei Klassen wegen Nichterfüllung der Bezugszeit mit ihren Ansprüchen abgewiesen sind, das größte Interesse an einer Verchiebung der rechtskräftigen, endgültigen Entscheidung bis nach dem 1. Januar 1900, da sie in den meisten Fällen bei vorheriger endgültiger Abweisung ihren Anspruch später nicht wiederholen dürfen. Es wird sich daher empfehlen, wenn solche Bewerber um Renten und Beitragsersatzungen bei dem Schiedsgericht oder bei dem Reichsversicherungsamt um Vertagung der mündlichen Verhandlungen bis nach dem 1. Januar 1900 ersuchen. Zwar sind die genannten Rechtsprechungsbehörden nicht unbedingt verpflichtet, solchen Anträgen stattzugeben, es läßt sich aber doch wohl erhoffen, daß man den gehörig begründeten Wünschen der Parteien Rechnung tragen wird.

Lokales und Provinziales.

Halle a. S., 15. November 1899.

* **Ueber Kassenärzte** werden dem Arbeitersekretariat häufig Klagen unterbreitet. Man macht dabei manchmal die Wahrnehmung, daß die Kassenärzte viele Patienten als Simulanten betrachten. In dieser Beziehung möchte eigentlich die von vielen Kassen noch beständige freie Verzehrtung Abhilfe schaffen. Vorige Woche kam ein Zimmermann ins Arbeitersekretariat, welcher in Behandlung eines tiefen Knie- u. Arztes war. Derselbe sagte am Sonnabend, den 4. dieses Monats, zu dem Sekretariat: „Ja, vielleicht können Sie Montag oder Dienstag wieder arbeiten.“ Auf dem Krankenbogen vom Sonnabend schrieb der Arzt jedoch nicht erwerbsfähig sondern ließ erwerbsunfähig stehen. Der Patient war natürlich noch nicht geheilt, er hatte sich eine Verletzung des Fingers zugezogen und der Finger war am Donnerstag dieser Woche noch nicht geheilt. Was machte nun der Kassenarzt? Weil der Zimmermann am Montag nicht anfangen konnte zu arbeiten, sollte er für die ersten drei Tage sein Krankengeld erhalten, wenigstens verfuhr der betreffende Arzt am Mittwoch mit einem neuen Krankenbogen, welchen er mit dem Datum des Sonnabends verfaß und den Patienten den da ab als erwerbsfähig bescheinigte, seit Verlehen zu forcieren und den Krankenbogen vom Sonnabend für unzulässig zu erklären. Der Arzt hatte damit jedoch kein Glück, der Patient wurde sich an den Sekretariat und von hier aus wurde dem Arzte ein Schreiben unterbreitet, welches wahrscheinlich dazu beigetragen hat, daß schließlich der Kassenarzt nunmehr noch die ganze Woche, vom 6. bis 11., als Krankenwoche anfaß und demgemäß seinen Krankenbogen vom Mittwoch wieder zurückzog. Bemerkenswert soll noch werden, daß selbst auf dem Bureau für die Krankenversicherung, wo der Zimmermann die Klage gegen die Kassenärzte erheben wollte, bemerkt gefügt wurde, er solle nur ruhig den Arzt zur Zahlung des Krankengeldes vertragen. Hoffentlich lassen es sich die Herren Ärzte immer mehr angelegen sein, nicht allein das Interesse der Kasse, sondern auch das der Mitglieder wahrzunehmen.

* **Die Vorwärts-Buchhandlung für unsere Leser!** Für das diesjährige Weihnachtsfest beschäftigen wir, unsere Leser die Möglichkeit zu bieten, ihren Zahl mit einem besonders schönen Präsent zu schmücken. Schon lange ist in den Reihen der deutschen Parteigenossen der Wunsch rege, die **Vorwärts** des modernen Sozialismus und der deutschen Sozialdemokratie in wirklich künstlerisch ausgeführten Portraits zu besitzen. Alles, was bisher auf diesem Gebiet erzeugt wurde, war mehr oder minder billig hergestellte Fabrikware, die nicht Anspruch darauf erheben konnte, eine auch von der Kritik der künstlerisch gebildeten Beurteiler als bestehende Produktion und ein wichtigerer wertvoller Zimmergenuss im Proletariat zu sein.

Die Vorwärts-Buchhandlung zu Berlin beabsichtigt hierin Wandel zu schaffen und das schöne Motto: „Die Kunst dem Volke“ dadurch zu verwirklichen, daß sie den Anfang macht mit der Herausgabe von

zwei hochfeinen, künstlerischen Abdrucken;

zwei Kartons: Karl Marx, Friedrich Engels.

Diese beiden Kunstblätter, welche auf dem Parteitag in Hannover unter Glas und Rahmen im Schreibsalz sowohl als auch im Sitzungssaale ausgehängt waren und die einmütige Bewunderung aller Delegierten erregten, sind auf feinem chinesischen Papier in der Größe von 85 Zentimeter Höhe, 65 Zentimeter Breite hergestellt. Sie sind bereits im Buchhandel erschienen. Da sich bei der sorgfältigen Herstellung der Kunstblätter höchstens täglich 50 Stück produzieren lassen, werden die Kartons nicht billig sein, sondern für ein kleines Geld, keinesfalls aber unter 4 bis 5 M. pro Stück zu haben sein.

Auf dem Parteitag zu Hannover hat nun zwischen dem Leiter der Vorwärts-Buchhandlung, Genossen Richard Höfner, und den Redakteuren der Parteiblätter eine Konferenz stattgefunden, in deren Verfolg man zu dem Uebereinkommen gelangte, daß die Vorwärts-Buchhandlung denjenigen Abonnenten unserer Parteiblätter, die sich

bis spätestens zum 20. November in den Expeditionen unserer Blätter als Reßektanten haben eingekannt lassen,

diese Kunstkartons zu Vorzugspreisen

pro Stück für 3 Mark, beide zusammen für 5 Mark ablassen wird. Es wird zu diesem Teile unserer Leser, der seine Bestellung bis zum 20. November macht, der Vorzug gegeben, die Kunstblätter noch vor dem Erscheinen im Handel zu einem Gesteampreise zu erwerben, für den später etwa der einzelne Karton käuflich ist.

Eingekannt sind die Kartons ein künstlerischer Wandschmuck, der einem jeden Arbeiterheim dauernd zur Zierde gereichen dürfte.

Es wird uns gewiß ein großer Teil unserer Leser für diese

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage
zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1899

Donnerstag, 16. November.

Nr. 46

Einer der in „Schönheit sterben“ wollte.

Von Ernst Kretowski.

(Schluß.)

Nacht. Mitternacht. Kein Stern am Himmel, sondern pfeifender Sturm und stiebender Schnee. Ambrosius Marmelschnee schwankte wie ein Schiffsmast bei hohem Seegang von einer Straßenseite zur andern. Der Wind riß ihm den Zylinder vom Kopfe und die Toga von der Schulter.

„O hilf dem Schmerz sein müdes Kind entkleiden,“ lallte er lenaumelancholisch mit schwerer Junge und wackelte, fetter nicht mehr mächtig, fenerlos dahin. Die Bedale zielten wohl nach dem richtigen Wege, aber der Kopf wollte nicht.

Schließlich merkte Ambrosius doch, daß er sich in ein ihm total fremdes Straßennetz verirrt hatte.

Was nun? Das Beste war: warten. Zu guterletzt würde sich, wenn sonst keine Hundeseule, doch wenigstens ein Polizist sehen lassen, der ihn nach Hause brächte. Also lehnte sich Ambrosius an eine Wand und wartete. Ihm war so pudelwohl zu Mute, so närrisch, daß er die ganze Welt hätte von Glücksgefühl umarmen mögen.

Endlich tauchte ein dunkles Wesen an der Ecke auf.

„Sie — Sie!“

Die Gestalt kommt heran.

„Sagen Sie mir — Und mühsam bringt Ambrosius den Namen der Straße und Hausnummer heraus.“

„Ja, verehrter Herr, das weiß ich auch nicht. Ich bin hier total fremd,“ sagte jener. „Und ohne — Obdach,“ setzte er schlotternd hinzu. „Möchten Sie nicht —“

Ambrosius fiel ihm aber schon ins Wort: „Selbstredend! — Kommen Sie nur mit! — Können bei mir pennen. Ich bin der symbolistische Dichter Marmelschnee. . . . Und Sie?“

„Bin auch von der Kunst,“ replizierte der Gefragte schüchtern, „Schauspieler, mein Herr.“

„Um — Mime. . . Na, doch etwas. . . Dann kommen Sie also nur mit auf meine Bude. . . Auch heimatlos wie Sie. . . Will drum heut noch sterben. . . Muß sterben. . . Aber Ambrosius Marmelschnee wird antik sterben. . . in Schönheit sterben. . . Ja, schon föhl ich des Todes Nahen. . . Umnebelnd Himmelsglut. . . Schlaf. . . o gonts sleep. . . Marmor-tempel. . . Schön-heit. . . Schl-af. . . Schl-af.“

Endlich hatte der Begleiter den bis zur Bewußtlosigkeit bezagten Dichter mit Mühe und Anstrengung drei Treppen hoch in seine Bude geschleppt.

Hier klappte dieser vor dem Bette wie ein Taschenmesser zusammen. . . Der Obdachlose kollerte ihn hinein, zog ihn den Frack nebst Laastiefeln ab und deckte ihn sorgsam zu — und bald schnarchte Ambrosius Marmelschnee wie ein altes Nilpferd. . .

Auch der andere, der sich auf dem Kanapee seine Lagerstatt bereitet hatte, schlief rasch ein vor Ermüdung. . .

Ein gewaltigeres Schnarchduett ist wohl niemals gehört worden. Draußen aber sekundierte der Sturm mit höhnischem Pfeifen und Heulen und dicke Schneeflocken klatschten dumpf an die Fensterscheiben. . .

Jägernd war der neue Morgen herangekommen und blinzelte durch die beschneiten Scheiben.

Allmählich wurde es lebendig im Hause. Bäckerburschen und Milchmädchen ließen sich von Stock zu Stock vernehmen. . .

Auch Ambrosius Marmelschnee war heute schon wach. Ganz wider Gewohnheit, da er sonst immer erst gegen Mittag munter zu werden pflegte. Eine Weile lag er mit zugekniffenen Augen da, ohne sich zu rühren. Er wußte noch nicht recht, ob er wirklich er selber sei. . .

Endlich richtete er sich doch im Bette empor und betastete sich den Kopf und die Herzgegend. . . Wie das da drinnen hämmerte!

„Ja — leb' ich denn? . . .“ murmelte er halb träumend und verwundert. „Bin ich denn nicht tot? . . . Ich lag doch im weißen Marmorfarge, und meine Freunde unstanden meine harte Leiche und sangen leise Lieder vom heiligen weißen Tode. . . Und sie nahmen mir's tote Herz aus der geöffnerten Brust und legten's in eine kleine weiße Marmortruhe mit einem „Mika“deckelchen und sangen wieder leise Lieder vom heiligen

weißen Tode. . . War das alles denn nur ein Traum? . . .“

Wieder versank er in tiefes Sinnen. . .

Unten im Stiegenhaus bellerte ein Käter, miaute jämmerlich eine Katze, die wahrscheinlich vom nächtlichen Büschgang heimgekehrt war; dazwischen tickte im Zimmer die Wanduhr. . .

Plötzlich horchte Ambrosius auf.

Schnarchte da nicht jemand? . .

Er wachte ängstlich umher. . .

Unterdesen war's auch heller geworden, und die Umrisse der Gegenstände traten aus dem Halbdämmer schon deutlich hervor.

„Ja — was ist denn das da auf dem Kanapee? . . .“ Wist Du es, mein anderes Ich? . . . Du erlehntes, Du? . . .“

Agghast trieb Ambrosius aus dem Bette und tastete sich leise über die unarrenden Dieben an den Schläfer heran. . .

Da fährt dieser entsetzt in die Höhe — er hat soeben geträumt, daß ihn ein Polizist beim Hausbettel erwischte. . . Ein baumlanges, übrigens hübsches, junger Keul, dieser „Kunde“.

Erschraken von der Kafenpinke bis zu den Beinen ist Ambrosius zurückgeprallt. . . Beide starren sich eine Weile perplex an.

Endlich bricht der Pennbruder das Schweigen.

„Erlauben Sie, Herr Ambrosius Marmelschnee, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Tripstrill. Stellenloser. Kommiss — Komödiant,“ verbesserte er sich rasch.

Ambrosius hat sich allmählich vom Schreden erholt.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte er tonlos streng.

„Und woher kennen Sie mich? . . .“

„Heut Nacht hatt' ich die Ehre, auf der Straße. . . Sie wußten nicht nach Hause. . . Waren unwohl, hehehe. . . hatten so 'n kleines, hehehe, Kanonenräuschchen, hehehe. . . Da haben Sie mich mitgenommen und ich hab' Sie nach oben gebracht. . . Und weil ich ohn' Obdach war —“

„Um — Sie sind also von der Kunst — Mime? . . .“

„Zu dienen, Herr Ambrosius Marmelschnee — aber zur Zeit ohne Kondition, pardon Engagement. . . da wollt' ich Sie um eine kleine Unterstützung —“

„W-a-s? Ja, Mensch Gottes, sind Sie toll? . . . Ich hab' ja gestern die letzte Hufe verjast. . . Wollt' mich unbringen. . . O, Sie Unglücksvogel, daß Sie mich daran hindern mühten! — Nein, ich hab' nicht einen Nickel. . . hm — wie macht man's? . . .“

Ambrosius rannte ein paar mal ratlos durch die Stube. Wenn dieser Freiwild nun ein Vagabund, ein Räuber gewesen wäre: was hätt' der für Unheil ausrichten können! Der hätt' ja ihn und auch die Hansleut tatschlagen und ausplündern können, ohne daß ein Hahn danach gekräht hätte. . . Nein, dieser Pennbruder war kein Raubgelecke, sondern eine eheliche Haut — ihm müßte daher geholfen werden.

Tripstrill hatte sich zum Fortgehen gewendet.

„Na, laufen Sie nur nicht gleich!“ rief Ambrosius. „Hier, nehmen Sie den Frack. . . Galt, das geht ja nicht! — Was dann? . . . hm. . . doch — wozu brauch' ich den Plaid da — unter dem Sie gepennt haben? . . . Fort damit! — Also, mein Lieber, Sie gehen damit stracks zu einem Plaidhändler — 'n paar Groschen kriegen Sie. Dann kaufen Sie für uns 'n Frühstück zusammen — der Rest für Sie. . . kommen Sie aber rasch wieder, verstehen Sie? Mich hungert karnibalistisch. . .“

Tripstrill hüllte sich gravitatisch in den schönen, kostbaren Plaid und verschwand mit einem schelmisch-spöttischen: „Danke, Herr Ambrosius Marmelschnee. . .“

Fast eine Stunde war vergangen. Mit wachsender Ungeduld, in Erwartung Tripstrills, war Ambrosius auf und ab gewandert. . . Endlich ging ihm doch ein Stühtrumpf auf! — Auch das noch — geprellt. . . Weltflüchtig drückte er die heiße Dichterstirn gegen die mit Schnee dicke bedachte Fensterscheibe und träumte — träumte von weißen Marmortempeln und verwilderten Paradiesen, vom „weißen Tode und vom „Sterben in Schönheit“. . . Und dann, dann meinte er, wie weiland Sankt Peter — 's war traumig. Ambrosius Marmelschnee war eben doch kein Philosoph — er paßte nicht in diese profane Welt. . . Und wie es heißt in einem feinsten Keuruppiner Bilderbogen: „Wär' er tot, ihm wäre besser!“ . . .

Marx-Briefe.

In der Neuen deutschen Rundschau werden einige Briefe von Karl Marx an seine älteste Tochter Jenny, die Frau Longueis, veröffentlicht. Es sind Familienbriefe, in denen sich hie und da eingestreut politische Bemerkungen finden. Den Verehrern des großen Mannes wird durch diesen Beitrag zur Kenntnis seines persönlichen Wesens Freude bereitet. Die Wiedergabe der Briefe ist keine genaue, da der Text aus einer russischen Uebersetzung zurück übertragen ist. Wir geben einen Brief vom 7. Dezember 1881 hier wieder, d. h. aus der Zeit kurz nach dem Tode von Marx Frau und als er selbst schwer leidend war.

Mein teures, gutes Jennychen!

Du verstehst, natürlich, daß ich jetzt nicht in der Stimmung bin zu schreiben, und wirst daher verzeihen, daß ich Dir nur einige Zeilen zukommen lasse. Da mir die Krankheit überhaupt nicht gestattet das Zimmer zu verlassen, so konnte man den Doktor auf keine Art und Weise überreden, mir zu erlauben beim Begräbnis anwesend zu sein. Ich habe mich diesem Verbot deshalb gefügt, weil die teure Verstorbene noch einige Tage vor dem Tode der Wärterin sagte, indem sie den Wunsch ausdrückte, daß bei ihrem Begräbnis kein Zeremoniell stattfinden soll: „Wir legen keinen Wert auf die Außenwelt!“ (Schollemer*) ist aus eigener Initiative aus Manchester gekommen.

Ich muß mich noch immer dem Tätowieren mit Jod auf der Brust, dem Rücken usw. unterziehen, und das veranlaßt bei regelmäßiger Wiederholung eine sehr schmerzhaftes Verbrennung der Haut. Dieses Verfahren, das man dazu vornimmt, um einen Rückfall der Krankheit während der Genesung zu verhindern (im Grunde genommen bis zum Nachlassen des Fustens) leistet mir jetzt einen großen Dienst. Wegen seelische Schmerzen existiert nur ein Gegengift — und das ist physischer Schmerz. Nimm auf der einen Seite Weltanschauung, und einen Menschen mit heftigen Zahnschmerzen auf der anderen Seite.

Ich bin jetzt ungemein glücklich bei der Erinnerung, daß ich trotz allen Schwanzens und aller Schwierigkeiten beschlossen hatte nach Paris zu reisen. Es ist nicht bloß die Zeit selbst, die die Unergeßliche mit Dir und den Kinderchen zugebracht hat, und die kaum durch das Auftreten Deines Kratzelehrs von Mädchen getrübt wurde, die eine Art von Mirabeau der Küche vorstellte (Mirabeau de la cuisine) — sondern auch das Durchleben der Zeit selbst während der letzten Periode der Krankheit! Zweifellos, daß in diesem Zeitraum die Anwesenheit von Dir und den Kindern sie nicht hatte so wertvollen können, wie die Sorge in Gedanken um Euch!

Ihr Grab befindet sich ganz nahe beim Grabe des teuren Charles.

Es ist für mich ein großer Trost, daß ihre Kräfte so schnell abnahmen. Infolge der ungemein seltenen Lage des Geschwürs (so daß sie sich heugen konnte) sind die tatsächlichen, charakteristischen, unerträglichen Schmerzen erst in den letzten Tagen eingetreten (und man konnte sie auch durch Morphinum-Einspritzungen betäuben, was der Doktor vorsichtigerweise bis zur Katastrophe aufschob, da das Morphinum bei andauerndem Gebrauch jede Wirkung verliert). Wie mir Doktor Donkin schon früher sagte, hatte die Krankheit den Charakter eines allmählichen Absterbens angenommen, als ob sie von Altersschwäche herrühre. Sogar in den letzten Stunden — kein Kampf mit dem Tode, ein langsames Einschlafen; und die Augen selbst — größer, schöner, strahlender als je!

Apropos. Engels, der treu wie immer bei mir ist — schickte Dir auf meine Bitte eine Nummer der Irish World, in der sich die Erklärung des irischen Bischofs befindet, der das Grundeigentum in Abrede stellt (das private), das war eine der letzten Neuigkeiten, die ich Deiner Mutter mitteilte, und sie glaubte, daß Du das vielleicht als Drohung für die französischen Klerikalen in irgend einer französischen Zeitung anbringen könntest. Das zeigt unter allen Umständen, daß diese Herren in allen Mundarten zu pfeifen verstehen.

In der Justice ließ am 2. Dezember irgend ein Bursch Namens Zandre einen Artikel „Le catholicisme socialiste en Allemagne“ erscheinen, in dem er seinen Chauvinismus dadurch zu erfreuen versucht, daß er zusammen mit Lavale die phantastische Statistik unseres Freundes R. Meyer ernst nimmt in seinem Buch „Emancipationskampf des 5. Standes“. Tatsächlich haben die sogenannten katholischen Sozialisten seit der Konstituierung des Deutschen Reiches nur ein einziges Mal einen Abgeordneten in den Reichstag entsandt, und dieser einzige Abgeordnete hat auch sofort nach der Wahl als Mitglied des Zentrums fungiert. Andererseits, was die Anzahl der Arbeiterorganisationen betrifft, so hat unser R. Meyer Frankreich mit einer unvergleichlich größeren Zahl derselben beglückt als Deutschland.

Oben habe ich die Nummer der Justice vom 7. Dezember erhalten, und ich finde da unter der Rubrik Gazette du Jour eine nekrologische Bemerkung, in der unter anderem gesagt ist:

*) Der bekannte Chemiker, ein Freund der Familie.

„On devine que son (il-s'agit de votre mère) mariage avec Karl Marx, fils d'un avocat de Trèves ne se fit pas sans peine. Il y avait à vaincre bien de préjugés, le plus fort de tous était encore se préjugé de race; On sait, que l'illustre economiste est d'origine israélite.“ (Man mutmaßt, daß ihre (es handelt sich um seine Mutter) Heirat mit Karl Marx, dem Sohne eines Advokaten in Trier, nicht ohne Schwierigkeiten zu stande kam. Es gab da viele Vorurteile zu überwinden, deren stärkstes das Vorurteil der Rasse war. Man weiß, daß der berühmte Oekonom israelitischer Advokat ist).

Das ist alles nichts weiter als eine einfache Erfindung. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich diese litterarischen „Schönfärbereten“ dem empfindlichen Genie von K. zuschreibe. Derselbe Schriftsteller sagte in einer anderen Nummer der Justice, als er über die Verkürzung der Arbeitszeit, des Arbeitstages und über Fabrikgesetzgebung sprach: „Lassalle und Marx, die früher über die erörterte Frage nie ein Wort gedruckt und gesagt haben“ . . . Ich werde K. sehr dankbar sein, wenn er in seinen Schreibezeiten meinen Namen nie erwähnen wird.

Die Anspielung auf die zufällige und anonyme Korrespondenz Deiner Mama (im Grunde genommen — wegen Irving) ist im höchsten Grade unbescheiden. Zur Zeit, als sie in der Gazette de Francfort schrieb, (sie schrieb nie im Journal de Francfort (wie sie die Justice nennt) eine einfache reaktionäre und philistenhafte Zeitung), stand diese (Gazette) in mehr oder weniger freundschaftlicher Beziehung zu der Arbeiterpartei.

Was die „von Westphalen“ anbelangt, so waren sie rheinischer und nicht braunschweigischer Abkunft. Der Vater des Vaters Deiner Mutter war das Faktotum des berühmten Herzogs von Braunschweig (zur Zeit des „Siebenjährigen Krieges“). In dieser Eigenschaft wurde er von der britischen Regierung durch Gnaden überhäuft und heiratete eine Verwandte der Argles. Seine Werke über den Krieg und die Politik wurden von dem Minister von Westphalen veröffentlicht. Von der anderen Seite „Par sa mere“ stammt Deine Mutter von einer kleinen preussischen Beamtenfamilie ab. Das braucht man ja nicht alles zu wissen, doch, wenn man keine Ahnung davon hat, sollte man keinen Anspruch einer Verbesserung „d'autres biographies“ machen.

Und jetzt, mein teures Kind, schicke mir eine genaue Beschreibung der Thaten von Johnny und Co. Ich bedauere noch immer, daß Henri nicht zu uns gelassen wurde, zur Zeit, als er so gerne damit einverstanden war. Das ist ein Kind, das von einer ganzen Familie gepflegt sein will, die sich ausschließlich mit ihm beschäftigen würde, und jetzt ist es eine Last bei den vielen Kindern, die Deine Pflege brauchen.

Viele Küsse für Dich und Deine „kleinen Leute“

Dein ergebener Vater
K. M.

Die menschliche Ruhelage im Schlafe.

Ueber dieses Thema wird der Rölln. Volksztg. geschrieben: Eine wenig besprochene Frage ist die Ruhelage des Menschen. Die einen schlafen auf dem Rücken, andere links oder rechts, wieder andere sogar auf dem Bauche. Sicher spielt hier die Gewöhnung eine große Rolle, was beispielsweise daraus erhellt, daß Schlafende nach einem an ihnen vorgenommenen Lagewechsel fast regelmäßig wie unwillkürlich in die gewohnte Lage zurückkehren. Das gilt nicht nur von dem Verhalten des Kumpfes, sondern auch von der Kopfhaltung und den Gliedern, ja sogar von kleinsten Einzelheiten. Wenn aber die Ruhelage überhaupt ein gesundheitliches Interesse hat, dann ist jeder unzweckmäßigen Gewöhnung entgegenzutreten und damit die Frage bedingt: Welche Lage ist die gesundheitlichste?

Unzweifelhaft ist die Bauchlage durchaus unzulässig, nicht nur wegen der Zusammendrückung der Brustkorbes und der Atmungsbehinderung, sondern auch wegen des Druckes auf die Verdauungswerkzeuge und die Unterleibsorgane. Freilich giebt es Leute, welche in dieser Lage am angenehmsten schlafen, überhaupt erst in solcher Lage Schlaf zu finden behaupten. Nicht minder auszuschließen ist die linke Seitenlage wegen der Druckwirkung auf Herzmuskel und der Erschwerung der Herzthätigkeit. Ich will gar der schweren Träume und des unruhigen Schlafes nicht gedenken, den man dieser Lage zur Last gelegt hat; sie vermindern gegenüber den organischen Fehlern, welche die Dauerwirkung mechanischer Bewegungsstörungen des Herzens zur Folge hat.

Eine veraltete Gewöhnung ist bekanntlich schwer zu bekämpfen, und deshalb ist Eltern, wie allen denen, welche die Fürsorge der Jugend übernommen haben, um so dringender zu empfehlen, diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Achten dieselben also auf den Schlaf der Kleinen und ihre Ruheform und verbessern dieselbe eintretenden Falles so lange, bis sie sich die gewünschte Lage zu eigen gemacht haben. Erfolg hat man damit immer, wenn auch nach ungleich langer Zeitdauer. In hartnäckigen Fällen läßt sich aus der Lageraufmachung ein Hinderungsgrund schaffen, dessen Art und Ein-

richtung der Erfindungsgabe jeder Mutter oder Wärterin überlassen bleibt.

Den Seitendruck auf den Brustkorb teilt mit der linken die rechte Seitenlage und man könnte glauben, daß dies ausreichen würde, um auch sie als ungewöhnlich zu verurteilen. Das aber ist nicht unter allen Umständen der Fall. Es liegt in dieser bedingungsweisen Zulässigkeit die Ermittlung zu Grunde, daß die Bauch- und Linksschlaf nie, die Rechtsschlaf manchmal, d. h. nach Tagen verhältnismäßiger Ruhe oder wenigstens nicht übermäßiger Arbeit auch in Rückenlage angetroffen werden, nicht also wie die ersten beiden Gruppen bloße Gewohnheitsmenschen sind. Ueberanstrengung und Uebermüdung aber ist bei ihnen dauernd und damit auch die an sich fehlerhafte Seitenlage die Regel geworden. In dieser Verschiedenartigkeit der Vorbedingungen jedoch liegt, wie die Ursache, so auch — wie wir bald sehen werden — die Rechtfertigung für den Lagewechsel.

Die Vertreter der verschiedenen Ruhelagen sondern sich dementsprechend auch ziemlich streng nach Berufs- und Erwerbsenergie, insofern als — von den Bauchschläfern zu schweigen — die Rücken-, Links- und gewohnheitsmäßigen Rechtsschlaf der ruhigen Daseinsform, die außergewöhnlichen Rechtsschlaf vorab antretenden Berufsgruppen anzugehören pflegen oder Personen von sehr ausgebildeter Erwerbsthätigkeit sind. Ich fand sie vornehmlich unter Lastträgern, Steigern, Radfahrern und Fußgängern. Bezeichnend ist bei ihnen auch die Körperhaltung, indem sie nicht in geradeaus gestreckter Lage, sondern mit tief vornüber gebeugtem Haupt und krumm, gekrümmten Knien und angezogenen Oberchenkeln zu schlafen pflegen. Zufälligerweise kann ich Beobachtungen an meiner eigenen Person mit in die Waagschale legen. Sonst ein regelmäßiger Rückenschläfer, bin ich nach weiten, übermüdenden Fuhrtouren außer Stande, die Rückenlage beizubehalten, lege mich wie unwillkürlich auf die rechte Seite, aus der ich auch erwache; selbst Versuche, nach solchen Anstrengungen bei der allgewohnten Lage zu verharren, bleiben bei mir erfolglos. Es ist der Druck auf die Nerven-ausbreitung im Rückenrat und seine Fortsetzung auf das Rückenmark, welche den Erschöpften nicht eben unter ausgesprochener Schmerzempfindung, aber unter deutlichem Unbehagen in diesen Lagewechsel treiben, und ich bin überzeugt, daß letzterer nicht nur durch einen starken Willen nicht überwunden werden könnte, sondern auch, wenn wider das natürliche Gefühl unterdrückt, schädlich wirken, die Ruheempfindung und das Erholungsgefühl beeinträchtigen würde. Auch die oben gekennzeichnete Körperhaltung während dieser Ruheform spricht für das Mehrbedürfnis an nervöser Entspannung.

Nach meiner Meinung verhält es sich deshalb mit der Ruhe-lage des Menschen beim Schlaf so, daß die Rückenlage die weit-aus häufigste, natürlichste und bestmögliche ist, entsprechend den physikalischen Gesetzen und der Verteilung der Körperorgane, daß die Bauch- und linke Seitenlage allemal, auch die rechte Seitenlage dann zu bekämpfen ist, wenn sie gewohnheitsmäßig ist und nicht eine aus nervöser Ueberreizung entpringende zwingende Veranlassung hat. In diesem letzteren Falle ist sie nicht nur erlaubt, sondern auch wohlthätig, zu empfehlen und in der Heilkunde zu verwerten.

Ethnographisches.

* Eine neue Version über den Untergang Andreess. In der Londoner Times veröffentlicht der Kontradmiraal S. Campion einen Abschnitt aus einem Briefe aus Fort Churhill, dem nördlichsten Posten der Hudson-Bai-Gesellschaft, worin vielleicht Nachricht vom Schicksale Andreess enthalten ist. Der Brief ist vom 1. August datiert und von einem Neffen des Admirals Campion, A. D. Alton, der Fort Churhill seit fünf Jahren verwaltet und die Sprache der Eskimos versteht, verfaßt. Die mitgeteilte Stelle lautet: „Sie werden vielleicht sehr erstaunt sein, zu hören, daß die Andreessche Expedition im hiesigen Norden untergegangen ist. Zu Anfang dieses Frühjahrs kam ein Eskimo Namens Old Donalds Son mit einigen anderen Eskimos in unser Magazin, um Einkäufe zu machen. Nachdem sie damit fertig waren, gingen sie alle aus dem Magazin hinaus mit Ausnahme von Old Donalds Son, welcher fragte, ob der Ballon aufgestiegen sei, da letzten Sommer im Norden zwei weiße Männer getötet worden seien, und man glaubte, daß diese von dem Ballon kämen. Ich schenkte dieser Geschichte nicht viel Beachtung, berichtete sie aber pflichtgemäß an Dr. Milne im Fort York. Später jedoch kamen zwei andere Eskimos, Stodchs und sein Bruder, und diese brachten Nachrichten, welche sehr wenig Zweifel darüber obwalten lassen, daß die Andreessche Expedition hier im Norden zu Grunde gegangen ist. Stodchs Bruder begegnete, als er im vergangenen Sommer auf Woiwusoschen jagte, vier weißen Männern, welche Striche schossen. Einige Eskimos, welche hinzukamen, sahen die Striche nicht und glaubten, die weißen Männer schossen auf sie. Darauf nahmen sie ihre Pfeile und Bogen und erschossen zwei der Weißen, wobei sie einen sofort töteten. Die anderen beiden liefen fort und wurden von den Eskimos verfolgt, ob sie entkommen sind, oder nicht, weiß man nicht. Stodchs Bruder sah

die beiden armen Menschen daliegen, die Pfeile steckten in ihnen. Der eine war ein Mann im mittleren Lebensalter, der kurz, breit und stämmig war. Der andere war ein junger Mann. Der ältere trug einen Knickerbocker Anzug mit gestreiften Strümpfen, der andere hatte einen Tuchanzug an, und beide trugen Hüte mit Blechmarken. Die Eskimos wollten haben, daß Stodchs Bruder mit ihnen zurückgehe, da ein großes rundes Ding, voll von Tabak, Kleidungsstücken, Munition usw. im Norden läge, er ging aber nicht mit. Er brachte jedoch zwei Wolfsfell-Leypiche mit und einen Teil eines Eskimo-Anzuges, wie er im hohen Norden getragen wird, nur um zu zeigen, daß er so weit gewesen war, wie er sagte. Ich habe dies dem Kommissar mitgeteilt.“

Technisches.

* Zu den Versuchen mit drahtloser Telegraphie am Mont Blanc wird folgendes mitgeteilt: Die Versuche haben den Zweck, einige wichtige Fragen aufzuklären, nämlich ob die Telegraphie ohne Draht im Hochgebirge praktisch möglich ist, ob die atmosphärische Elektrizität ihre Anwendung nicht hindert und ob endlich Gewitter schon auf größere Entfernungen die Apparate beeinflussen. Der Sendeparat wurde in der Station Chamounix in einer Höhe von 1000 Meter, der Empfangsapparat auf dem Mont Blanc selbst in einer Höhe von 4350 Meter aufgestellt. Der Abstand zwischen beiden betrug etwa 12 Kilometer in der Luftlinie. Die Versuche wurden am Tage um 11 Uhr vormittags vorgenommen. Wolken, die sich zwischen beide Stationen lagerten, hinderten die Signale nicht, wie man es hätte befürchten können, auch große Trockenheit der Atmosphäre war den telegraphischen Mitteilungen nicht hinderlich. Dagegen ließ die elektrische Ladung der Atmosphäre die Apparate mehrfach in Thätigkeit treten, obgleich auch sie in gewöhnlichen Fällen keinen so bedeutenden Einfluß ausübte, daß die telegraphische Verbindung dadurch eine ernsthafte Störung erlitten hätte. Andererseits erwies sich eine elektrische Beleuchtungsanlage in Chamounix als eine lästige Nachbarschaft, indem sie den Apparat intensiv in Thätigkeit setzte, so daß während der ganzen Funktionsdauer der Beleuchtung ein telegraphischer Verkehr unmöglich war. Vorläufig hat man aus den Erfahrungen den Schluß gezogen, daß die Telegraphie ohne Draht im Hochgebirge gegenwärtig nur geringe Vorteile ergibt. Da aber gerade zur Verbindung hoher Bergspitzen mit den Thälern diese Art der Telegraphie, die sich von den im Hochgebirge oft zerstörten Drahtleitungen freimacht, von erheblichem Nutzen sein würde, so wird man mit den Versuchen jedenfalls fortfahren und vielleicht auch schließlich zu befriedigenden Resultaten kommen.

Der „Segen“ der modernen Geschütztechnik.

Der Krieg in Südafrika hat schon auf beiden Seiten eine überraschend große Zahl von Opfern gekostet. Die Engländer allein haben in wenigen Tagesgefechten über siebzig Offiziere und mehr als 400 Mann verloren, die teils getötet, teils verwundet worden, und das bei einem Heere von nicht mehr als 8000 Mann. Nach wenigen Gefechten sechs Prozent Verluste ist eine erschreckend hohe Ziffer. Sie fällt in erster Linie auf Rechnung der großen Vervollkommnung, die den Mord-Instrumenten in den letzten Jahrzehnten zu teil wurde. Um die Engländer über die furchtbaren Verluste etwas zu trösten, teilt Daily Chronicle nach dem Werke von M. Bloch über diesen „Fortschritt“ folgende interessante Einzelheiten mit. Im Jahre 1870 zerplante eine gewöhnliche Granate in 19 bis 30 Stücke, heute wird sie in 240 Stücke gerissen. Die Bombenartillerie zerstreute 1870 nur 37 todtbringende Splitter, heute 340. Eine Bombe, die vor dreißig Jahren nur in 52 Stücke ging, wird heute in 1200 Stücke zerrissen, von denen jedes mit einer viel größeren Geschwindigkeit geschleudert wird, als die großen Klumpen, in die es früher vom Schießpulver zersprengt wurde. Ähnlich ist es mit dem Effekt des modernen Gewehrfeuers. M. Bloch berechnet, daß infolge der Zunahme der Kraft und Genauigkeit der Geschosse und der größeren Zahl der Patronen, die dem Mann zur Verfügung stehen, die Wirkung des Feuers im Vergleich vom Jahre 1870 vervielfacht wird. In früheren Zeiten betrachteten sich die zweiten Reihen durch die erste vor der Gefahr geschützt und Feiglinge nahmen hinter ihren Kameraden Zuflucht. Die modernen Kugeln durchbohren nicht bloß die beiden ersten Reihen, sondern auch die dritte. Die Vervollkommnung der Artillerie ist nicht minder bedeutend. Die französischen Kanonen von 1891 z. B. sind zwanzigmal so wirksam wie die von 1870. Dazu kommt die Art der modernen Kriegführung, die mehr Opfer an Leben erheischt. Der Krieg der Zukunft wird aus einer Reihe von Kämpfen um beständige Stellungen bestehen. So war es schon in den meisten Fällen in Natal und es ist nur natürlich, daß die Verluste im Kriege mit der Verbesserung der Waffen beständig wachsen müssen. Das Maß der Opfer wird zum großen Teil von der Leitung der Angriffe abhängen. Die Offiziere sind dabei gezwungen, sich mehr dem mörderischen Kugelregen auszusetzen als die Mannschaft selbst, weshalb ihre

Verluste höher sind. Das zeigt sich nicht erst in Natal. In Chile betrug im letzten Kriege die Zahl der getöteten Mannschaft 13 Proz. und die der Verwundeten 60 Proz., während die Offiziere 23 Proz. Tote und 75 Proz. Verwundete aufwiesen. In deutsch-französischen Kriegen wurden im Verhältnis von den Offizieren zweimal so viel getötet und dreimal so viel verwundet als von der Mannschaft. Freilich muß, sobald einmal eine große Anzahl Offiziere gefallen und die Truppen ohne entsprechende Führung sind, das Feuer in den Reihen der Mannschaft um so mehr verheerend wirken, wenn nicht frühzeitig der Friede geschlossen wird. Mit Recht wirt daher „Daily Chronicle“, mit Rücksicht auf den großen Offiziersverlust, die ganze Frage auf: Wie soll die Mannschaft da mit Vertrauen sechten und sich vor dem unseligsten Gemetzel erretten?

Vermishtes.

* **Welt-Produktion der Edelmetalle.** Nach dem Bericht des Münz-Direktors Roberts in Washington über die Welt-Produktion von Gold und Silber im Kalenderjahre 1898 betrug die gesamte Goldproduktion der Welt 13 904 333 Fein-Unzen im Werte von 287 428 600 Dollars, was gegen das Vorjahr eine Zunahme um 2 351 831 Unzen im Werte von 48 618 600 Doll. bedeutet. Seit 1887, als die Gold-Produktion sich auf rund 108 Millionen bezifferte, war ständig eine Zunahme zu verzeichnen, und eine solche ist, wie Herr Roberts berichtet, auch weiterhin auf Jahre hinaus zu erwarten. Das Transvaal hat noch lange nicht die Grenzen seiner Produktionsfähigkeit erreicht, Australen, namentlich Westaustralien, ist noch nicht halb entwickelt, die Ausbeutung der Goldfelder Klatsas und des Yukon hat erst begonnen, und die Produktionszunahme in Colorado und den anderen amerikanischen Weststaaten läßt noch keine Verringerung erwarten. An erster Stelle unter den Gold produzierenden Ländern steht die südafrikanische Republik mit 3 881 398 Fein-Unzen Gold (im Werte von 79 213 953 Dollars), es folgen die Vereinigten Staaten mit 3 118 398 Fein-Unzen (Wert 63 463 000 Dollars), Australien 3 137 644 Fein-Unzen (Wert 64 869 800 Dollars). Diese drei großen Gold produzierenden Gebiete der Welt hatten zusammen eine Gold-Produktion von 10 088 017 Fein-Unzen im Werte von 208 537 750 Dollars, was 73 Proz. der gesamten Goldproduktion der Welt repräsentiert. Dann kommen Rußland mit 25 403 400, Kanada mit 13 775 400, Indien mit 7 761 500, Mexiko mit 8 500 000 und China mit 6 078 000 Doll. Die Produktion dieser fünf Länder war 92 686 Kilogramm im Werte von 61 599 000 Doll. oder 21 Prozent der Gesamtproduktion, so daß auf den ganzen Rest der Welt nur 6 Proz. entfallen. Die Silberproduktion der Welt belief sich auf 165 295 572 Fein-Unzen, eine Zunahme von 1 222 400 gegen das Jahr 1897. Mexiko steht an der Spitze der Silber produzierenden Länder mit 56 738 000 Fein-Unzen im Handelswerte von 35 475 400 Doll.; es folgen die Vereinigten Staaten mit 34 438 000 Fein-Unzen im Werte von 32 118 200 Dollars. Das Produkt beider Länder zusammen bedeutet 67 Proz. der gesamten Weltproduktion. Es folgen Australien, Bolivien und Peru. Das Produkt der beiden letztgenannten Länder ist nicht genau festgestellt, aber keines von ihnen produziert mehr als zwölf Millionen Fein-Unzen. Für Münzwecke standen der Welt aus den Produktionsergebnissen des letzten Kalenderjahres Feingold im Werte von 78 Millionen Doll. oder 50 Proz. mehr zur Verfügung, als vor 11 Jahren die Gesamtzeugung von Gold und Silber zusammen ausmachte. Der Weltkonsum von Edelmetallen im Kunstgewerbe war im verfloffenen Jahre: Neues Gold 97 804 Kilogramm (Wert 65 Millionen Dollar) und neues Silber 1 068 289 Kilogramm im Brägewerte von 44 237 000 und im Handelswerte von 20 200 000 Dollars.

* **Auf dem Scheiterhaufen verbrannt.** Das in der Nähe von Canton, Mississippi, liegende Städtchen St. Arne war dieser Tage der Schauplatz eines an das dümmste Mittelalter erinnernden Autodafé. Der Regier Joe Leslore wurde von einem wütenden Volkshaufen auf dem Scheiterhaufen verbrannt und ein anderer Regier entging nur mit knapper Not dem gleichen Schicksal. Einen Tag vorher war eine Frau Gambrel mit ihren vier Kindern in den Flammen ihres Hauses umgekommen. Zuerst glaubte man, daß ein Unfall vorläge, aber sehr bald ergab eine Untersuchung, daß die Familie ermordet und das Haus in Brand gesteckt worden war. Wütende Volkshaufen durchzogen das Land, um nach dem Mordbuben zu fahnden, und da der Regier Leslore, der in der Nähe wohnte, plötzlich spurlos verschwunden war, so galt bald ihm allein die Jagd auf Menschenwild. Gegen Abend wurde er eingefangen. Er beteuerte zuerst seine Unschuld, gestand aber später, daß er mit zwei anderen Regiern, den Brüdern Bob und Andrew Smith, Frau Gambrel und ihre Kinder gefesselt und dann das Haus in Brand gesteckt habe. Auf sein Bitten um Gnade half ihm nichts. Man errichtete einen Scheiterhaufen und die Menge sah ohne Erbarmen zu, wie der Mann von den glühenden Flammen geröstet wurde.

Bob Smith wurde auf einen zweiten Scheiterhaufen geschleppt, allein im letzten Augenblicke wurden die Lynchers von Bedenken ergriffen und ließen ihn wieder frei. Andrew Smith gelang es zu entfliehen.

* **Wie weit kann man hören?** Die größte Entfernung, auf die hin die Menschenstimme je gehört worden ist, beträgt, so wunderbar das klingt, 30 Kilometer (4 geographische Meilen). Das war in dem Grand Canon (Felsenklucht) von Colorado, wo ein Mann den Namen „Bob“ an dem einen Ende laut ausrief und an dem andern Ende laut verstanden wurde. Leutnant F. Her, Teilnehmer an Farrys dritter Nordpolfahrt, fand, daß er mit einem Manne auf der andern Seite des Hafens Davon auf eine Entfernung von zwei Kilometern sprechen konnte. Sir John Franklin erklärt ebenfalls, daß er sich bequem auf 1½ Kilometer weit mit anderen unterhalten habe. Dr. Young berichtet, daß bei Gibraltar die menschliche Stimme 16 Kilometer weit hörbar gewesen sei. Bekanntlich wird der Schall vom Wasser besonders kräftig fortgeleitet. Bei Versuchen im Genfer See schätzte Colladon die Vernehmbarkeit einer untergetauchten Klingel auf etwa 100 Kilometer. Franklin behauptete, das Aneinanderreiben von zwei Steinen im Wasser 800 Meter weit gehört zu haben. Nicht über dem Wasser oder einer Eisfläche wird der Schall mit großer Kraft und Klarheit fortgeleitet. Dr. Futton erzählt, daß er an einer ruhigen Stelle der Themse bei Chelsea eine Person auf 42 Meter Entfernung deutlich vorlesen hörte, während das auf dem Lande höchstens bis 23 Meter weit möglich ist.

* **Wer ist ein ausgeblaseses Ei?** Der Abgeordnete Daller, der Zentrumshehd, ereiferte sich am Montag im bairischen Landtag über einen Ausspruch des Pfarrers Gerbert, der in Nirnberg Fürsten mit ausgeblasesen Eiern verglichen hat, „weil sie arm am Evangelium seien“. Vorföchtig hatte zwar der brave Pfarrer erklärt, er habe nur auswärtige Fürsten gemeint. Aber auch das genügte dem freibaren Zentrumsheiden nicht, und er rief mit lauter Stimme: „Ist etwa der Kaiser von Rußland ein ausgeblaseses Ei? Darf man den Kaiser von Preußen so beschimpfen? Was ist denn der König von Dänemark oder der von Schweden? Oder ist die jugendliche Königin der Niederlande ein ausgeblaseses Ei? (Große Heiterkeit.) Oder etwa die Königin von England? (Erneute Heiterkeit.) So kann man nicht reden.“

* **Der brüllende Löwe.** Man schreibt der Frankf. Zeitung aus Köln: Folgender kleine Vorfall ist nicht etwa als Carnevals-Ult ausgedacht, sondern hat sich genau in der angegebenen Weise zugetragen: Ein elegant gekleideter junger Mann betrat in den letzten Tagen einen hiesigen stark frequentierten Münchener Biermalast und bestellte einen Krug Münchener. Nachdem der Kellner ihm das Gewünschte gebracht hatte, öffnete der Gast den Deckel des Kruges und begann dann so fürchterlich zu brüllen, daß die Gäste bestürzt aufsprangen und die Damen sich ängstlich in die Stühle drückten. Bald darauf trat der Inhaber des Ausschanks herzu und fragte mit teilnehmenden Worten den unausgesetzt Brüllenden, ob er plötzlich krank geworden sei und ob vielleicht schnell zu einem Arzt geschickt werden solle. Der Brüllende hielt nur einen Augenblick inne, verzog das Gesicht zu einem Lächeln und zeigte auf einen Einspruch an der Wand hin, der also lautete: „Brülle, wie der Löwe brüllt, wenn der Krug nicht ganz gefüllt!“ Und hier überzeugen Sie sich“, sagte der Herr dann lächelnd, „es fehlen noch zwei Quersinger unter dem Nischdach in meinem Krug!“

* **Die Bilanz der Mondhydegoldfelder.** Bis zum Ende des Jahres 1898, so schreibt die Romanwelt, betrug der Gesamtwert des im ganzen Mondhydeidistrikt gewonnenen Goldes 75 Millionen Mark. Auf den ersten Blick scheint das eine sehr genügende Ausbeute zu sein. In Wahrheit aber steht diesem Gewinn ein ungleich größerer Verlust gegenüber. Die Entdeckung der Goldgruben Mondhydes bedeutet für die Welt vorläufig durchaus keinen Gewinn. Eine einfache Rechnung zeigt dies.

Bis Ende 1898 glugen ungefähr dreißigtausend Personen nach Mondhyde. Von allen diesen hatte nur etwa der siebente Teil das Glück, überhaupt etwas Gold zu gewinnen. Es ist noch sehr zweifelhaft, ob von diesen viertausend alle aus dem Betrag ihrer Goldfunde die beträchtlichen Kosten der Reise, des Aufenthaltes in Mondhyde und der Grubenbearbeitung decken konnten. Sicher jedenfalls ist, daß die übrigen sechszwanzigtausend leer ausgingen. Was sie für Reise, Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse noch ausgaben, dürfte zusammen mindestens zweihundert Millionen Mark betragen. Jedenfalls sind also bis jetzt der Welt durch die anfangs viel versprechenden Goldminen Mondhydes 125 Millionen Mark verloren gegangen, ganz abgesehen davon, daß auch die Arbeitskraft jener 30 000 Menschen nutzlos verschwendet wurde. In Zukunft wird sich das Bild allerdings etwas ändern. Die Verbindungen nach Mondhyde werden beträchtlich erleichtert und damit die Lebensmittel billiger werden, auch wird die Ausbeutung der Gruben, wenn sie erst rationeller betrieben wird, wohl bedeutend größere Beträge abwerfen. Das wird wohl aber noch einige Zeit dauern.

